

Zwischen Traum und Wirklichkeit : von der Schwierigkeit, zu helfen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio : ein Magazin für Lebenshilfe**

Band (Jahr): **95 (1986)**

Heft 10: **Weltweit - hautnah - Hilfsaktionen**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-557021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Schwierigkeit, zu helfen

Zwischen Traum und Wirklichkeit

Wer sollte es leugnen: Die Bereitschaft, anderen Menschen helfen zu wollen, ist eine edle Regung. Helfen wollen viele. Doch in der Praxis zeigt sich, dass nur wenige sich dafür eignen.

Daisy Aubert ist Krankenschwester in Lausanne. Sie berichtet:

«Ich habe drei Missionen hinter mir: Ich war mit den Médecins sans frontières 1984 mehrere Wochen im Libanon im Einsatz. Im gleichen Jahr ging ich für das SRK sechs Monate lang nach Kambodscha. Dann schaltete ich ein Jahr Zusatzausbildung als Anästhesistin in Lausanne ein und verpflichtete mich 1986 für sechs Monate für ein Projekt in Pakistan, nahe der afghanischen Grenze.

Es ging darum, in einer Equipe von sieben Menschen ein kleines Spital für die afghanischen Flüchtlinge einzurichten.

Weil ich finde, dass es uns in der Schweiz ungeheuer gut geht, dass wir enorm privilegiert sind, wollte ich etwas für jene tun, die es weniger feudal haben, die um das nackte Überleben kämpfen.

Und doch wurde der Einsatz in Pakistan zu einem Flop für die ganze Equipe: drei Frauen und vier Männer zwischen 34 und 46 Jahren. Die Leiterin der Equipe, eine Ärztin aus Paris, wurde von den Männern von Anfang an nicht anerkannt. Die Pakistani gaben ihr zum Teil nicht einmal die Hand.

Da die Bürokratie in Pakistan besonders undurchsichtig und schwerfällig ist, hatten wir bald das Gefühl, man bediene sich unserer bloss als Geldbriefträger. Versprechen die gegeben wurden, zog man zurück, usw.

An eine sinnvolle Projektarbeit war ganz einfach nicht zu denken. Ich sah mit eigenen Augen, wie ein pakistanischer Arzt afghanische Flüchtlinge, für die ein verbesserter Gesundheitsdienst eingerichtet hätte werden sollen, einfach davonjagte.

In Kalabagh, im Distrikt von Mianwali, gibt es rund 5000 Einwohner. Das Klima ist sehr trocken und heiss. In unmittelbarer Nähe befindet sich das

Flüchtlingslager Kot-Chandana, in welchem zirka 100 000 bis 150 000 afghanische Flüchtlinge leben.

In einem islamischen Staat wie in Pakistan mit einer Bevölkerung, die ebenfalls arm ist, kennt man Toleranz gegenüber Minderheiten nicht.

In den Schulen lernen praktisch nur die Knaben, die Mädchen bleiben zu Hause und gehen nicht unverschleiert auf die Strasse.

Inmitten dieser Situation lebte unsere Equipe wie in Jean Paul Sartres Stück «Huit clos». Wir waren nicht acht, sondern sieben Eingesperrte im gleichen Haus.

Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen wegen der Dusche und der Küche, die nicht funktionierten. Die auferlegte Untätigkeit wirkte lähmend. Anstatt Hilfe zu leisten, begann ich am Anfang der Mission erst einmal damit, unser Haus in Lahore zu putzen, die Wände abzulaugen und frisch zu streichen. Später konnte ich mit der Arbeit im

Flüchtlingslager Kot-Chandana, mit der medizinischen Überwachung beginnen.

Die eigentliche Aufgabe, die uns übertragen worden war, konnte aber, trotz einiger Fortschritte nicht geleistet werden.

Ich habe in Pakistan einige Illusionen über das Helfen verloren und werde einige Zeit benötigen, um den Misserfolg aufzuarbeiten.

Viele gut vorbereitete Projekte in der Dritten und Vierten Welt leiden darum Schiffbruch, weil die Menschen, die mit deren Durchführung betraut wurden, den Belastungen nicht gewachsen sind. Der Arzt, der ohne seinen gewohnten schweizerischen Spitalkomfort, mit genau geordneter Hierarchie und Hygienevorschriften, im fernen Land nicht «funktioniert» und depressiv wird, ist nicht nur ein Beispiel von vielen.

Inmitten einer fremden Welt mit unzugänglicher Mentalität erlebt manch ein Entwicklungshelfer eine recht brutale Begegnung mit sich selber. Im Team, das voller Begeisterung auszog, Hilfe zu leisten (und sich auch klar war, dass es galt, Strapazen und unge-

wohnte Situationen dabei zu bemeistern), bricht Zwist aus.

Es gibt keine Schule, in welcher man Helfen lernen könnte.

Die schmale Brücke von Mensch zu Mensch, von jenen, die Hilfe leisten möchten, und jenen, die Hilfe benötigen, mag mit noch soviel Geld gepflastert sein, sie ist nur in dem Masse tragfähig, wie es die Qualität und Reife der Menschen es ermöglicht. □

